

Der Gemsjäger vom Bernina=Pass.

Roman von O. v. Hanstein.

1.

Für das kleine Gerichtslokal in Samaden, in dem allerdings nur kleinere Vergehen der umliegenden Bergorte des Engadin abgeurteilt wurden, waren die Riesengestalten des Angeklagten, des belastenden Zeugen und des Bauern Colani aus Pontresina, der gleichfalls als Zeuge geladen, fast zu gewaltig.

Der Richter, ein alter Mann, selbst in den Bergen groß geworden, darum auch im Geheimen voller Verständnis für die Schwächen der Männer, begann das Verhör.

„Xaver Kernbacher."

Er las in den Akten.

„Geboren 1906 in München als Sohn . . . Bergführer in Pontresina — stimmt doch?"

„Das wohl, Herr Richter."

„Sie sind wegen Wilddieberei vor das Gericht gefordert".

„Das stimmt net, Herr Richter."

Aber ein etwas unsteter Blick huschte aus den Augen des sehnigen jungen Mannes zu dem alten Bauern hinüber.

„Grenzjäger Thomas Infanger, was haben Sie zu bekunden?"

„Ich kam von der Diavolezza herunter. Hatte in der Nacht ein paar Schmuggler verfolgt und wollte nach Pontresina. Es war ganz früh, eben nach Sonnenaufgang. Da hör ich einen Schuß. Holla denk ich! Da ist wieder so ein verfluchter Wilderer am Werk. Ist ja eine Schand, wie sie immer wieder auf die Gemsen knallen. Also, ich bin dem Schall nach. Hab Glück gehabt, denn es ist nicht leicht, wenn so ein Schuß von den Bergen zurückgeworfen wird. Also, ich gehe eine halbe Stunde, da seh ich den Bergführer Xaver Kernbacher, wie er auf einem Felsbrocken sitzt, hart am Rande des Gletschers. Erschöpft scheint er, wie ein Mensch, der eben einen weiten Lauf gemacht hat, den Rucksack hat er abgelegt und ist eben dabei, einen toten Gemsbock an denselben zu schnallen. Hallo, sag ich, hab ich dich, du Halodri? Da wird er wild und — hätte ich nicht gepfiffen und wär nicht mein Kollege dahergekommen, der Kerl hätt fertig gekriegt, sein Gewehr auch gegen mich zu gebrauchen. Da haben wir ihn denn beide nach Samaden heruntergebracht und eingeliefert und — da liegt der Gamsbock."

„Xaver Kernbacher, was haben Sie zu sagen?"

„Daß es net wahr ist."

Thomas Infanger lachte.

„Is wohl kein Gamsbock, was da liegt?"

„Warum nit? I leugn' net, daß i aufn Berg war, leugn' a net, daß i den Bock hab zu Tal tragen wollen."

Wieder lachte der Grenzjäger.

„Hat wohl Selbstmord begangen, der Herr Gamsbock?"

„Halt dein Maul, Infanger. I weiß wohl, daß du mir was anhängen willst, du —."

„Ruhe, Kernbacher, nicht beleidigen. Beamtenbeleidigung —."

„Weiß schon, Herr Richter. So war die Sach. I bin heim, bin vom Berg hinunter. Hab zwei Herren aus Zürich über den Paß führt. Da, der Bauer Colani weiß es, bin in der Früh abstiegen, weil i heut noch ein paar auf die Diavolezza führen soll. I hab auch den Schuß gehört. Wahr ist's, jemand hat den Gamsbock erschossen."

„Sehr wahrscheinlich."

„I bin hin und — niemand ist da. Denk wohl, der Mann hat mi gsehn. Vielleicht a den Jager. Also, das Tier liegt tot auf dem Schnee. Soll i 's liegen lassen und verkommen? Aufgehoben hab i 's und wollt's mit abinehmen. Gwiß net für mi. Was soll i mit'n Fleisch, wo i an Einschichtger bin und immer unterwegs. Aber droben den Adlern lassen? Weiter ist's nix und möcht i wissen, was das für a Verbrechen ist, wenn i das Tier abtrage."

Infanger schüttelte den Kopf.

„Faule Ausrede, Herr Richter. Der Kernbacher ist uns bekannt. Ist ein leidenschaftlicher Jäger."

„Das wohl, aber kein Wilddieb net."

„Wir suchen schon lange, ihm etwas beweisen zu können."

Kernbacher lachte auf.

„Dös glaub i wohl, Infanger, daß du drauf lauerst, mir ein Bein stellen zu können. Glaubs eh!"

„Haben Sie eine Feindschaft mit dem Bergführer, Herr Grenzjäger?"

„Wüßt net, wieso."

„Aber i weiß es. Und du auch."

Drohend stand der junge Führer dem Grenzjäger gegenüber, und der Richter wandte sich an den alten Bauern Colani. Auch ein Riesenkerl, der massig vor ihm stand. Ein echter, ladinischer Bauer mit einem energischen Kopf.

„Herr Colani, Sie kennen den Xaver Kernbacher?"

„Das wohl."

„Sie sind uns als verläßlicher Mann bekannt."

„Will's hoffen."

„Was glauben Sie?"

Colani trat dicht vor Kernbacher und sah ihn scharf an.

„Ich denk, daß ein Mann, der noch dazu der Zunft der Bergführer angehört, kein Lump ist. Ein Lump aber ist, wer sein Wort bricht."

„Was hat das mit dem Gamsbock zu tun?"

„Der Kernbacher hat mir sein Wort gegeben, daß er kein Wildjäger ist und ich denke, daß er's gehalten. Ist's so?"

„So ist's."

Noch ein scharfer Blick.

„Dann denk ich, daß der Kernbacher die Gams gefunden und nicht geschossen hat."

Der Richter warf einen prüfenden Blick auf die drei.

„Infanger, da ist nichts zu machen. Sie sind nicht dabei gewesen, als der Mann geschossen hat. Wir müssen dem Kernbacher glauben. Beweise haben wir nicht. Erledigt. Kernbacher. Ich spreche Sie frei. Nicht, weil ich überzeugt bin, aber, weil ich keine Beweise habe. Werden Sie noch einmal betroffen, dann kommen Sie nach Chur und ins Loch. Der Bock wird beschlagnahmt. Der Fall ist aus.

Draußen standen sich der Infanger und der Xaver gegenüber.

„Bist fein durchgerutscht, diesmal, aber ich passe dir auf."

Xaver zitterte vor aufsteigender Wut.

„Rat's dir net, Infanger, rat es dir net."

„Willst noch drohen?"

„Na, aber einen Rat will i dir geben. Gibt noch mehr Jagden und — einen Wilddieb, der mir ins Gehege kommt."

„Halts Maul."

„Grad net. Weißt schon. was i mein, Infanger. Weiß sehr wohl, daß du mich haßt, daß du bei der Sepha freies Spiel haben willst und deshalb."

„Das Madel wird wissen, wer der Infanger ist und wer —."

„Halt dich zurück, sonst?"

„Was sonst?"

Breitbeinig stand der Jäger vor dem Führer.

„Was sonst?"

Unwillkürlich zuckte des jungen Heißsporns Hand in die Tasche, wo das Messer steckte, da trat Colani dazwischen.

„Kommst ein paar Schritt mit mir, Kernbacher?"

„I kimm schon."

Mit ärgerlichem Ruck zog der Xaver die Hand aus der Tasche, und der Jäger ging zum Dorf hinunter. Die beiden Männer schritten nebeneinander, bis sie aus dem Dorf waren.

„I hab mit dir zu reden, Kernbacher."

„Dank auch schön, daß Ihr so ausgesagt habt."

„Nichts zu danken. Will dir nur sagen: Ich glaube, der Infanger hat recht."

„Ist net wahr."

„Ist auch erledigt, aber — ich bin dir noch Antwort schuldig auf eine Frage."

„Das wohl, Herr Colani."

„Laß die Hand von der Sepha. Ich will nit!"

„Bauer, wir sind einig, die Sepha und ich."

„Aber ich bin der Vater. Verstanden? Ich will nicht, daß mein Kind einen Mann nimmt, der auf die Gemsen geht."

„Habt ja gesehn, daß der Infanger gelogen."

„Der Infanger ist ein tüchtiger Mann. Was soll das lange Geschwätz. Du bekommst die Sepha nicht, damit basta."

„Und der Infanger?"

Wieder stieg dem Kernbacher der Zorn auf.

„Ist eine Sache, die dich nichts angeht. Der Colani spricht einmal und damit aus. Nichts ist's mit der Sepha. Richt dich danach und damit guten Weg!"

„Colani, i war's net. I hab die Gams gfunden."

„Bin nicht dabei gewesen, aber, was i glaub, ist meine Sache. Wenn's heut nit war, i weiß, daß du so aner bist, der keine Gams net kann laufen sehn, ohne daß der Stutzen dir an die Backe fährt. Wenn i heut so gesprochen hab, ist's nit wegen dir, ist's nur, weil ich selbst ein Bergführer war und die Zunft hochhalte. Damit Gott befohlen."

Der Bauer schritt mit rascher Bewegung einen Seitenweg hinab und gab dem Kernbacher zu verstehen, daß für ihn das Gespräch beendet war.

Der junge Mann sah ihm nach und schüttelte den Kopf. Ganz so unschuldig, wie er gesagt, war er nicht, wenn er auch diesmal wirklich die Gemse nicht geschossen hatte. Gefolgt war er ihr, der Stutzen hatte an seiner Wange gelegen, da kam ihm ein anderer zuvor. Richtig war's, was er dem Richter gesagt, aber —.

Verfluchte Gemsen! Warum war nun einmal das Jagdfieber in ihm! Eigentlich hatte er doch sein Wort schon gebrochen, das er dem Alten gegeben. Er wollte ja schießen.

Seine Stimmung schlug um, und er knirschte mit den Zähnen. Der Infanger! So also wollte der ihm das Wasser abgraben bei der Sepha!

Dann lachte er plötzlich hell auf.

Beim Sepherl! Er sah sie vor sich — weit weg — auf der stillen, lieben Alm Sassal Masone, dicht unter dem Palügletscher. Da stand sie und bediente die letzten Sommergäste. War ein herrlicher Fleck, die Sassal Masone, über der Alm Glüm. Mit dem seltsamen steinernen Zuckerhut, der im Winter den Grenzjägern als Unterschlupf diente, und dem kleinen Häuschen daneben. Mit der Terrasse, von der man den Blick frei hatte von der Bernina, und hinunter bis nach Italien hinein. Und dann wieder steil herauf zum Palü.

Sein Gesicht war ganz fröhlich geworden, und nach der vom Vater ererbten bayrischen Art stieß der Xaver einen jauchzenden Jodler aus, der durch das Tal schallte und im Echo von den Bergen widertönte. Heut noch stieg er ja auf die Diavolezza und dann —. Ja, die Herren wollten dann wieder zu Tal. Da redete er ihnen schon ein, daß es am besten sei, über die Sassal Masone in Alp Glüm den Zug zu erreichen, der nach Pontresina zurückgeht.

Ganz verträumt wurde der Xaver. Dann kam der Abend und — er wußte, das Sepherl, das machte sich aus dem Infanger nichts. Der war er sicher. Da stand sie am Gitter und schaute zu den Bergen hinauf, schaute aus, wenn er vom Gletscher hinabstieg! Und dann? Ja, dann kam die Aussprach und — es war ihm, als hätte er das dralle, frische Mädel schon in seinem Arm und busselte sie ab, wie eben nur ein Mann busselt, wie er.

Da war er in Pontresina vor dem Hotel und die Herren erwarteten ihn schon.

„Sie kommen spät."

„I kimm halt eben vom Piz Rosa, macht nix. Ist eh noch lang Zeit, um zur Diavolezza zu gehen. Wenns parat seid?"

Und er nahm, als sei er nicht die ganze Nacht unterwegs gewesen, den schweren Rucksack der Fremden auf die Schulter und schritt ihnen voran.

Als er das Dorf verließ, sah er, wie der Grenzjäger Infanger eben das Haus des Bauern Colani betrat. Auch der hatte den Führer gesehen.

„Soll ich der Sepha was ausrichten?"

Höhnisch rief es der Infanger herüber.

„Daß du ein —"

„Lump bist", wollte er sagen, aber er schluckte es hinunter, schlug mit dem Stock scharf auf den Boden.

„Nimm di in acht, Infanger, nimm di in acht!"

Dann lenkte er seitwärts von der Straße ab und stieg mit so großen Schritten bergan, als wolle er seinen Zorn an den Steinen auslassen, auf die er trat, und die drei „Stadtherren", die nicht auf die kurze Begegnung geachtet hatten, kaum mit ihm Schritt halten konnten.

Wenn man von Pontresina mit der Berninabahn, deren Gleise wegen der vielen Lavinen zum guten Teil unter Schneedächern dahinführen, bis zu den Berninahäusern fährt und dann rüstig bergan wandert, immer die Bergriesen vor den Augen, kommt man zu der Alp Sassal Masone.

Ein seltsam herrliches Fleckchen Erde. Dicht vor der Alp stürzen die Eismassen des Palügletschers zu Tal, wenn man aber die Augen umherschweifen läßt, öffnet sich ein überaus liebliches Bild.

Zunächst nur eine Stunde bergab, die Alp Glüm mit ihrem Hotel, dann aber das Tal des Berninaflüßchens, der sich bei dem Städtchen Poschiavo zu einem See erweitert.

Es ist ein kleiner Zipfel Schweizer Landes, das sich hier in das italienische Gebiet hineinschiebt, während zur rechten und zur linken Hand die Grenze bereits wenige Schritte von der Alp sich mitten durch die Wüste des Palügletschers zieht.

Seltsam ist auch die Alp. Ein trotziges Gebäude aus schweren Steinen, das vielmehr einem massigen Zuckerhut, als einer menschlichen Wohnung ähnlich sieht, dabei eine kleinere Hütte.

Es ist keine Alp, auf der größere Viehwirtschaft betrieben wird. Das schlanke, schwarzäugige Mädchen, das während des Sommers hier oben haust, Josepha Colani, die älteste Tochter des Bauern Siegmund Colani aus Pontresina, hat hauptsächlich die Fremden zu betreuen, die täglich

den Aufstieg machen, kredenzt ihnen feurigen italienischen Wein und einen Imbiß, während ihre Augen trunken die Schönheit der Welt genießen.

Wenn aber der Winter hereinbricht, die Lawinen zu Tal donnern und nur selten ein Bergsteiger in die Alpenwelt hinaufklimmt, wenn nur die heimlichen Schmugglerzüge durch Klamm und Schlucht ihrem verbotenen Gewerbe nachgehen, dann dient wohl der trotzige Steinkegel auf der Sassal Masone dem Grenzjäger als Zufluchtsort, wenn der Schneesturm ihn überrascht.

Es war ein wundervoller Herbstabend. Langsam versank die Sonne hinter den Bergen, als letzten Scheidegruß ihre Schneespitzen in leuchtendem Rot erglühen lassend. Die letzte Gruppe schönheitsdurstiger Wanderer war oben auf dem steilen Pfad neben dem Gletscher zu Tal gestiegen, um auf Alp Glüm noch die Bahn zu erreichen. Männer und Frauen in Lodenanzügen, den Rucksack auf den Schultern, den Bergstock in der Hand, die darauf brannten, in die Hotels in Pontresina und Sankt Moritz zurückzukehren und den Abend in Smoking und Ballkleid bei einer Jazzkapelle zu beschließen.

Josepha war jetzt allein. Sie hatte die Gläser und Flaschen fortgeräumt, nach ihren Tieren gesehen — nun stand sie da und blickte selbst in die Berge. Sie mußte lächeln! Da hatte sie heute eine vornehme Dame gefragt, wie sie es hier aushalten könne in der Einsamkeit! Warum sie nicht klug wäre und hinausginge in das freie Land. Sogar eine Karte hatte ihr die Dame gegeben. Sie war eine Frau Regierungsrat und wohnte in München. Sie hätte schon längst sich so ein frisches, unverdorbenes Mädel aus der Schweiz gewünscht. Zu ihr sollte sie kommen und sie würde ihr Glück machen.

München? Wo mochte das liegen? Jedenfalls war es sehr weit, und Erdkunde war gewiß nicht Josephas Stärke.

Das Lächeln schwand aus ihrem Gesicht. Diese kleine Karte hatte ihren Gedanken eine andere Richtung gegeben.

München? Das war doch die Hauptstadt des Landes Bayern und — von Bayern hatte der Xaver bisweilen gesprochen. Es war ja seine eigentliche Heimat, wenn er auch mit seinen Eltern hierher verschlagen war schon als Kind. Der Xaver!

(Fortsetzung folgt.)

Das Wunder im Alltag.

Skizze von Gisbert Ruwen.

Wieder einmal hatte sich Andreas aufgemacht, um sich zu bewerben. Zwei Stellen kommen heute in Frage. Irgend etwas ist heute anders als sonst, er hetzt nicht, er blickt gefaßt in das Gewirr der Großstadt. Ja, diese Ahnung, als müsse ihm heute etwas Besonderes begegnen! Vorstellen kann er sich nur nicht, was es sein mag. Er ist keineswegs hoffnungsfroh. Schließlich lernt man sein Schicksal tragen, ohne daß einem die Zunge zum Halse heraushängt. Der Anzug sieht noch ziemlich anständig aus, Mantel und Hut sind geschont, Andreas ist seit langem arbeitslos und hat noch fünfzig Pfennig in der Tasche.

Als er in Richtung der Leipziger Straße den Potsdamer Platz überquert, streift sein Blick zufällig einen der Straßenhändler. Der Mann bietet da irgend ein Ding für Krawatten an. Kein Mensch kauft, nicht einmal stehen bleibt jemand. Der Mann hat eine gute sonore Stimme und ein sympathisches Gesicht. Absuchend schaut er auch einmal auf Andreas, beinah hochmütig, ohne sein lautes Rufen zu unterbrechen.

Seltsam ist nur: Je mehr Menschen an ihm vorübereilen, desto zuversichtlicher wird der Ton des Straßenhändlers! Das fällt Andreas auf. Nun, ein hartes Leben bringt einen dazu, die kleinen und unscheinbaren Dinge des Tages etwas schärfer aufs Korn zu nehmen. Andreas wundert sich. Er verharrt einen Augenblick. Nein, sonst bleibt kein Mensch stehen. Dieser übermütige Trottel — aber doch ein armer Kerl, denkt Andreas. Ja, er faßt seinen Fünfziger — kühl in der warmen Hand — dann geht er etwas schneller weiter.

Nun, mit der ersten Bewerbung wurde es nichts. Andreas ist zag, er fühlt sein letztes Geldstück in der Tasche. Was dann? — Schade, der Posten wäre wie zugeschnitten für ihn gewesen. Warum es eigentlich nichts wurde . . . das überlegt er immer wieder auf dem Rückweg.

Aber da ist ja der Mann wieder, dem er vorhin zusah! Es scheint nicht, als ob er inzwischen etwas verkauft habe. Die Menschen hasten vorbei. Dieser Straßenhändler aber redet wie ein Prophet. Als ob es dem, der mit dieser kleinen Sache da seine Krawatte schont, gut gehen müsse auf Erden. Der Mann spricht, als ob er seine Gläubigen jetzt unmittelbar vor das Tor des Paradieses führte. Es schert ihn nicht, daß der Menschenstrom an seinem Stand vorüberrauscht. Ja, in seiner Rede schwingt nur Zuversicht, hinter seinem Rufen frohlockt eine glückliche Gewißheit, und die Gesten eines siegreichen Herrschers brechen unter seiner schäbigen Kleidung hervor.

Der verwunderte Andreas starrt hin. Natürlich hält er sich in gehöriger Entfernung. In sein Staunen mischt sich Trotz. Will dieser Habenichts ihn beschämen, ihn, der sich wie eine traurige Ameise auf den Stufen eines Marmorpalastes vorkommt? Dem Mann müßte er jetzt auffallen — der Mann schaut über ihn hinweg mit leuchtendem Gesicht . . .

Andreas will jetzt doch sehen, wie sich das fortspinnt. Da muß etwas kommen, das ist sicher. Wenn es nicht anfängt, daß einer stehenbleibt, so, daß jetzt einer da ist, zu dem der Mensch sprechen kann . . . Das ist doch auch nur einer wie er und kein verkappter Millionär, der zu seinem Vergnügen hier Allotria treibt. Andreas spürt, wie ihm sein Trotz, sein geheimer Widerspruch wegsackt, daß er selbst wie ein Gespenst ragt im schwirrenden Alltag.

Er hat Augen, Mund und Ohren offen — er will aber nicht beschämt sein, nein, er will nicht, er, der Arbeitslose im guten Anzug. Ganz nahe geht er an den Mann heran und sagt plötzlich fast tonlos: „Sie haben aber doch noch nichts verkauft, wie?"

Darauf laut und ruhig der Mann: „Sie sind der erste einer langen Reihe, mein Herr, hier bitte . . ."

Wie geistesabwesend nimmt Andreas das Ding mit der Linken und öffnet seine rechte Hand mit dem Fünfziger. Als er vernimmt: „Gebrauchsanweisung liegt bei", da geht ein Ruck durch ihn. Gebrauch? Gebrauchen? Er kann ja gar nichts gebrauchen, er muß sich bewerben, er darf keine Zeit verlieren, er muß fort. Und drängt sich durch den Kreis der Menschen hinter ihm um den Stand. Der Straßenhändler wechselt jetzt schon. Andreas Fünfziger ist bereits in andere Hände übergegangen. Immer noch rufen Menschen: „Mir eins" — „Und mir!"

Andreas hetzt davon. Ohrfeigen möchte er sich, er stößt mit Schultern und Ellenbogen hart durch die Entgegenkommenden. Seine letzten Pfennige sind weg, zum Teufel — jetzt ist er auch noch verrückt geworden!

Er rast die Treppe in dem Bürohaus hinauf. Er fliegt, seine Hand faßt kein Geldstück mehr, sein Kopf keinen Gedanken an eine wenn auch noch so geringe Sicherung der nächsten Stunden, nichts, nichts an ein Später, seine Hände sind durchströmt von eigener Kraft und krallen sich auf das Jetzt! Er reißt die Tür auf, steht da wie ein längst Erwarteter, er diktiert seine Anmeldung streng wie ein Vorgesetzter. Er steht dem Prokuristen übermütig klar ins Gesicht, denn zornig kann er jetzt nicht mehr sein, und er antwortet wie ein General . . .

„Ihre Zeugnisse habe ich schon gelesen, nun, da dürften wir zueinander kommen", sagt der Herr, „es handelt sich darum, daß ein gewandter, sicherer Mensch diese Stelle übernimmt, der überzeugt ist, der Schwierigkeiten Herr zu werden. Also morgen fangen wir an."

Morgen fangen wir an? Um acht Uhr. Morgen fangen wir an! Das knarren die Türen, das hallt im Treppenhaus: Morgen fangen wir an! Das klingt auf im Geschwirr der Straße, selbst die Pferde nicken, als ob sie wüßten, daß wir morgen anfangen.

Wie ein Irrer läuft Andreas durch die Straßen. Rennt den Weg zurück, den er am Morgen gegangen. Natürlich in falscher Richtung — nicht nach Hause. Hallo, der Straßenhändler, der alte Bekannte! Er muß doch stehen bleiben, wo er vorhin —

„Mensch, nu kippe bloß nicht aus die Pantinen" schreit der, „habt ihr Drillinge gekriegt?" Andreas lacht. Der Straßenhändler schaut versonnen, er hat eine Pause eingelegt und wickelt sein Brot aus, nur seine gute Narrenstimme tönt onkelhaft: „Hier, mein Junge, du hast doch auch nichts zu beißen, nicht wahr?"

Andreas wird rot, stottert verwirrt: „Allerdings . . . ich habe keinen Pfennig mehr."

„Was? Hier hast du — na, nimm schon." Und der Mann drückt dem verdutzten Andreas ein Markstück in die Hand: „Du hast mir den Laden angekurbelt, Mensch, ein famoser Tag heute, sag ich dir."

„Ja", strahlt Andreas, „und morgen fange ich an!"

„Auf dein Wohl, Kamerad!" Und der Straßenhändler nimmt einen großen Schluck aus seiner Kaffeebuttel.

„Eigentlich war das —" stammelte Andreas.

„I", haut der Mann mit der Hand in die Luft und kneift die Augen zusammen mit einem Blick, der um alles weiß: „Mecker nich, wie und was. Es wird geschafft, also ran!"

Das kritische Wörtchen.

Von Hannes Butenschön.

In das Postamt von Helgoland kommt ein junger Mann hereingestürmt. LufthＯlend bleibt er vor dem Schalterfenster stehen und fährt sich mit dem Taschentuch über die Stirn. Zum Donnerwetter — ist denn kein Beamter da? Endlich wird das Schalterfenster zurückgeschoben.

„Verzeihung!" ruft der junge Mann. „Ich habe große Eile. Vor zwanzig Minuten warf ich hier einen Brief ein — an meine Verlobte. Sie ist gestern nach Westerburg abgereist, und heute habe ich ihr dringend schreiben müssen. Kann ich den Brief rasch mal zurückbekommen?"

„Zurückbekommen, Nöö, sowas gibt 's hier nicht!" Der Beamte schüttelt den Kopf. „Weg ist weg, da ist nichts zu machen."

„Aber der Dampfer ist doch noch gar nicht gefahren!" ruft der junge Mann und ringt verzweifelt die Hände.

Es handelt sich auch nicht um den Dampfer, sondern um einen Brief. Wie stellen Sie sich das eigentlich vor? Briefe dürfen wir Ihnen nicht aushändigen. Da könnte ja jeder kommen!"

„Verzeihung!" stammelt jetzt der junge Mann. „Ich habe wirklich größte Eile. Die Sache ist sehr dringend. Ich will den Brief auch gar nicht ausgehändigt haben. Behalten Sie ihn nur! Aber lassen Sie mich wenigstens einen Zusatz zur Adresse machen."

„Zusatz zur Adresse?" murmelte der Postbeamte mißtrauisch. „Warum denn?"

„Ach, Herr Vorsteher — Herr Direktor", jammerte der junge Mann verzweifelt. „Sie ahnen ja gar nicht, in welcher Lage ich mich befinde. Es dreht sich nur um ein einziges, ganz kleines Wörtchen, das hinzugefügt werden muß. Wenn ich das nicht tue, fliegt die ganze Verlobung hoch!"

„Wegen eines einzigen Wörtchens?" meint der Beamte und schüttelt mißbilligend den Kopf. „Wenn es an der Zahl der Worte liegt, hätte meine Verlobung vor fünfundzwanzig Jahren längst in die Luft gehen müssen. Na, Schwamm drüber heute . . . Sie wollen also wirklich nur einen handschriftlichen Zusatz zur Adresse machen?"

„Ja, das will ich, Herr Generalpostdirektor", nickt der junge Mann und wischt sich wieder den Angstschweiß von der Stirn. „Sie haben ja keinen Begriff davon, was passiert, wenn ich die Anschrift nicht verbessere. Nicht nur das Mädchen wird wild, nein, wenn das wenigstens noch alles wäre — — aber den tobenden Vater sollten Sie dann mal sehen! Der ist ja ein so empfindsamer Mann, wohlhabend, einflußreich, kolossal stolz — Himmel, gibt das eine Katastrophe, wenn er den Brief sieht! Oh, meine Verlobung, oh, oh . . ."

Endlich läßt sich der Mann hinter dem Schalter rühren. „Na", brummelt er in seinen Bart, „wenn's weiter nichts ist, woll'n wir mal 'n Auge zudrücken, junger Mann. Wie heißt denn das Fräulein?"

„Gerstenkamp!" stößt der junge Mann hervor, „Lissi Gerstenkamp!"

„Na, dann woll'n wir mal sehen", meint der Beamte und blättert den dicken Packen Briefe durch. „Meier, Dannemann, Bolthagen, Michel, Hühnerberg — halt, hier haben wir ihn: Fräulein Lissi Gerstenkamp!" Er wendet den lilafarbenen Brief hin und her. „Und was wollen Sie nun der Adresse hinzufügen?"

„Nur das kleine Wörtchen „Gasthof", und zwar unmittelbar vor die Worte „Goldene Gans". Denn sagen Sie selbst: Was würden Sie denken, wenn Ihr zukünftiger Schwiegersohn Ihrer Tochter folgenden Brief schicken würde: Fräulein Lissi Gerstenkamp, Goldene Gans, Westerburg."

Anekdoten um Menzel.

Menzel war bekanntlich von Jugend an linkshändig. In der Schule wurde er von seinen Kameraden wegen dieser Eigentümlichkeit des öfteren aufgezogen. Eines Tages — kurz vor Beginn der Zeichenstunde — saß der junge Menzel vor einem Blatt Papier und zeichnete. Ein Klassenkamerad kam hinzu, schaute auf das Blatt, auf dem erst wenige Linien zu sehen waren, und bemerkte spöttisch:

„Du zeichnest ja mit der linken Hand, Adolph, da wird doch bestimmt nichts Rechtes draus werden!"

Der junge Menzel ließ sich nicht in der Arbeit stören. Mit wenigen charakteristischen Strichen war das Bild fertig und er hielt es dem Jüngling unter die Nase. Erschrocken blickte dieser auf die Zeichnung. Menzel hatte ihn in einer kühn hingeworfenen Karikatur festgehalten, die ihn allerdings recht lächerlich machte. Während er noch versuchte, ein passendes Wort zu finden, meinte der junge Künstler leichthin:

„Gut getroffen, nicht wahr, Robert? Freilich kann ich mir denken, daß dies nur wieder dir nicht recht ist!

*

Ein bekannter Großindustrieller hatte sich von Menzel porträtieren lassen, und auf einer großen Abendgesellschaft wurde das Bild zum ersten Male gezeigt. Der Name des Künstlers wurde zunächst noch geheim gehalten, der Hausherr selbst hatte das Signum des Porträts überdeckt. Interessiert betrachteten die Gäste das Porträt. Ein junger Kunstgelehrter, der sich wichtig tun wollte, fing nun an, das Bild zu kritisieren. Gewiß, eine Ähnlichkeit im Gesicht sei ja vorhanden, immerhin könne man eine gewisse Flüchtigkeit nicht verkennen. „Sehen Sie, meine Herrschaften, meinte er, als Fachmann muß ich schon sagen: das Bild ist hingeschludert! Zum Beispiel sehen Sie sich doch mal bitte die Knöpfe des Anzugs auf dem Bilde an! Kaum angedeutet — regelrecht hingehauen!"

In diesem Augenblick trat Menzel hinzu, der die letzten Worte gerade noch aufgefangen hatte.

„Ich will Ihnen mal was sagen, junger Mann", rief die kleine Exzellenz grimmig aus, „ich male Köppe und nicht Knöppe!"



Bunte Chronik



Der Mann mit der Mappe.

Da war in Heidelberg der berühmte Chemiker Robert Bunsen, ein vortrefflicher Gelehrter, aber dabei auch ein echter zerstreuter Professor vom alten Schlage. Eines Tages hatte sich ein Reisender in Stiefelwichse bis ins Arbeitszimmer des berühmten Gelehrten vordrängen können und bat ihn mit vielen Worten um ein empfehlendes chemisches Gutachten für sein Erzeugnis. Da kam er aber gerade an den Richtigen; schon hundert ähnliche Anträge der Industrie hatte Bunsen abgelehnt, und auch jetzt warf er den Bittsteller samt seiner prächtigen, rotleuchtenden Aktenmappe Hals über Kopf hinaus. Es war Mittag, und Bunsen ging anschließend zum Mittagessen. In seinem Stammhotel saßen die Heidelberger damals noch an einem gemeinsamen Tisch beisammen, und Bunsens Ärger schwoll aufs neue gewaltig an, als der Mann mit der roten Mappe schon wieder auftauchte, neben dem Professor Platz nahm und ihn ins Gespräch zu ziehen suchte. Es half dem Aufdringlichen nichts, Bunsen drehte ihm den Rücken zu, die mehrfachen Anreden blieben unbeantwortet... Als Bunsen dann zusammen mit einem Bekannten das Hotel verließ, meinte dieser: „Aber Herr Professor, warum waren Sie so furchtbar unhöflich zu Ihrem Nachbarn?" — „Ach", murrte Bunsen, der verdammte Stiefelwichser läßt einen ja auch nicht in Ruhe! — „Stiefelwichser?? Aber das war doch der Kultusminister. Ist heute eigens aus Karlsruhe herübergekommen, um etwas mit Ihnen zu besprechen . . ." Bunsen hatte nur Augen für die rote Mappe gehabt und den Mann gar nicht angesehen.

Verantwortlicher Redakteur: i. V. Arno Ströse; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg